Ernte

Sien Volders

An extract pp 7-16; 85-89; 91-97

Original title Oogst
Publisher Hollands Diep, 2020
Translation Dutch into German
Translator Bettina Bach

© Sien Volders/Bettina Bach/Hollands Diep/Flanders Literature – this text cannot be copied nor made public by means of (digital) print, copy, internet or in any other way without prior consent from the rights holders.

---

p 7-16

Teil 1

Kapitel 1

Mit einem Zischen kommt der Bus auf dem Marktplatz zum Stehen. Die Türen öffnen sich seufzend. Alina macht noch keine Anstalten auszusteigen. Um sie herum bricht hektische Geschäftigkeit aus, aber sie bleibt sitzen, ihren Sohn neben sich. Erneut liest sie den Text auf dem Blatt Papier in ihren Händen, murmelt die Wörter vor sich hin, während Lucian gähnend den Kopf an ihre Schulter lehnt. Zusammen beobachten sie die Menschen im Gang, das Tohuwabohu von Kissen und Taschen, die Aufregung.

Die ersten Fahrgäste versammeln sich draußen um den anwachsenden Haufen von Koffern, die aus dem Bauch des Busses geladen werden. Man reckt und streckt sich, Haare sind statisch aufgeladen von den Überzügen der Kopfstützen im Bus. Zu Anfang der Reise, in Rumänien, waren die noch makellos weiß, doch je länger die Fahrt dauerte, desto schmuddeliger wurde der Stoff.

Unterwegs zu einer Insel, auf der es Sonne und Arbeit gab, waren sie von Botoşani in Richtung Westen abgefahren, hatten Hügel überquert, die allmählich zu Bergen wurden, um sich dann wieder in einer sanft gewellten Landschaft zu verlieren. Dann folgte Ungarn, eine nicht enden wollende Ebene, so weit das Auge reichte. Am Horizont tauchte hin und wieder ein kleines Dorf auf, hier ein Bauernhof, dort ein Bauer auf dem Feld. Wie das Meer, hatte sie zu ihrem Sohn gesagt. Das Meer, das Lucian noch nie gesehen hatte, und sie auch erst ein einziges Mal. Auf Ungarn folgte Slowenien, von Ost nach West, bis sie schließlich nach Italien gelangten. Der Länge nach ging es durch das gelobte Land, bis zur Stiefelspitze hinunter, dann auf die Fähre. Zwei Tage und Nächte waren sie in eine neue Welt gereist, wo es Arbeit gab und auch Geld, eine Zukunft für sie und Lucian, ein Einkommen für ihre Eltern zu Hause. Im Bus keimte ein Gefühl der Verbundenheit auf, der Zusammengehörigkeit angesichts eines Neuanfangs. Sie hatten Telefonnummern ausgetauscht, sich in den Pausen auf den Raststätten Kekspackungen geteilt. Immer häufiger im Lauf der langen Fahrt klemmte Lucian das Kinn zwischen die Kopfstützen und unterhielt sich mit Maricara, der Frau auf der Sitzbank hinter ihnen. Sie unternimmt diese Reise im Bus schon Jahre, aus dem Nordosten Rumäniens nach Sizilien und wieder zurück. Von draußen, neben dem Kofferstapel, bedeutet sie ihnen zu kommen, winkt ungeduldig.

Alina faltet das Blatt Papier in ihrem Schoß zusammen und nimmt die Kopfhörer vom Nacken.

„Los, Junge, geh zu Maricara."

Als eine der Letzten steigt sie die Stufen hinunter, aus der feuchten Wärme des Busses in die trockene Hitze der Stadt. Im Kopf wiederholt sie die italienischen Kennenlern-Sätze, die sie gerade noch einmal gelesen hat, während sie sich die Aussprache über Kopfhörer anhörte.

„*Buongiorno, come stai*, schön, Sie kennenzulernen. Ich bin Alina und das ist mein Sohn Lucian. Ich freue mich darauf, für Sie zu arbeiten. Vielen Dank für das Angebot. Ich bin sehr froh, dass wir bei Ihnen wohnen können."

Die meisten Fahrgäste arbeiten schon länger auf der Insel und sind bereits in der Menge verschwunden. Nur Maricara verabschiedet sich von ihnen. Die Hände auf Alinas Schultern, ein warmer Blick. Dann steigt sie in einen der staubigen Kleintransporter, die in einer Reihe um den Platz parken.

Alina sucht Dumitriu, ihren Großcousin. Während der Pausen auf der Fahrt hatten er und seine Frau Ioana sich abseits gehalten. Auch jetzt bleibt das Paar auf Abstand zu der noch verbliebenen Gruppe. Ioana, die auf einem ihrer beiden riesigen Koffer sitzt, wirkt noch zerbrechlicher als sonst, sie spielt mit dem Armband an einem ihrer unsagbar schmalen Handgelenke.

Alina sieht Dumitriu fragend an. *Und jetzt?* Er zuckt mit den Schultern, deutet mit dem Kinn. Den Marktplatz säumen Straßencafés, in denen Männer sitzen und etwas trinken – Kaffee, Bier, Wein. Sie blicken in ihre Richtung. Erst als der Bus ganz leer ist, stehen die Männer auf und kommen geschlossen auf sie zu. Alle sind um die fünfzig oder älter, alle haben dieselbe sonnengegerbte Haut. Hart arbeitende Menschen erkennt man von Weitem.

Wenn Alina später an ihre Ankunft zurückdenkt, sieht sie das Bild eines Wolfsrudels. Gesenkte Köpfe, furchteinflößende Augen, die Beute eingekreist, so gut wie erlegt.

Sie geht ein paar Schritte nach vorn, Lucian folgt ihr. „Signore Giuseppe Cascone?", ruft sie, wartet gespannt, welcher Mann reagieren wird.

Der kleinste Mann sieht auf. Der, dem sie von ihrem Cousin vermittelt wurde, der, der sie bezahlen wird, der, der ihrem Sohn und ihr eine Unterkunft geben wird. Schmieriges Hemd, die Hosenbeine glänzend vor Fett. Er nickt kurz.

Ihre sorgfältig einstudierten Sätze klingen hölzern. Ein paar Frauen hinter ihr kichern. Giuseppe Cascone versteht ihre Worte offenbar nicht und mustert erst sie, dann ihren Sohn. Sie wiederholt die Begrüßungssätze, kann das, was er daraufhin sagt, nicht deuten. Er zeigt auf den Stapel Taschen und Koffer hinter ihnen, dann auf die Kleintransporter. Zu viert folgen sie ihm. Alina und Lucian, und hinter ihnen Dumitriu und Ioana, ihre Rollkoffer holpern übers Pflaster. Als Alina ihre Ansammlung von Taschen auf die Ladefläche hebt, bietet der Mann ihr keine Hilfe an, genauso wenig wie Dumitriu. Das ist auch nicht nötig, sie kommt für diesen Sizilianer arbeiten und zeigt gerne, dass ihre Arme viel stärker sind, als man auf den ersten Blick meinen könnte.

Sie setzt sich mit Lucian nach vorne, auf die zwei Beifahrersitze. Der Wagen riecht nach Hund, Schweiß und den Zigarettenkippen auf dem Boden. Sie schaut durchs Seitenfenster zum Bus, zu den paar versprengten Übriggebliebenen. Es ist zu schnell gegangen. Der Übergang von einem Bus voller Erwartung zu dem hier: Zu viert mit diesem Mann in einem Transporter. Sie hatte sich das anders vorgestellt. Dass sie alle zusammen weiterfahren würden, im Bus, dass die Leute nach und nach aussteigen würden, ein Abschied nach dem anderen. Das Zusammensein noch ein wenig in die Länge ziehen. Lucian neben ihr wippt mit den Beinen.

Holpernd fahren sie durch die Gassen. Träge liegt die Stadt auf ihrem kleinen Hügel am Meer, mit Häusern in warmen Farben. Rötliche Dächer und strahlend weiße Kirchen. Allmählich dünnt die Bebauung aus, weicht offener Landschaft. Hügel in allen Schattierungen zwischen Ockergelb und Dunkelgrün. Die Straße windet sich zwischen Feldern hinauf, an Steinmauern um Weiden entlang. Hinter ihnen wirbelt eine Staubwolke auf. Noch weiter hinten, glitzernd, das Meer. Das Meer!

Sie schaut zu Lucian. Wie im Bus sitzt er auch jetzt mit dem Gesicht an der Scheibe, völlig in die Landschaft versunken. Er ist elf Jahre alt, mit einem Bein noch fest in der Kindheit, das andere schon bis zum Knöchel in der Welt tieferen Verstehens. Als sie ihm zum ersten Mal sagte, dass sie in ein anderes Land ziehen würden, in dem eine andere Sprache gesprochen wird, weg von Bunic und Bunica – nur kurz, nur kurz, wir kommen ganz bestimmt zurück – war er Feuer und Flamme gewesen. Alles wollte er erfahren über Sizilien. Was die Leute auf der Insel aßen, was sie für Kleidung trugen, und wo er Fußball spielen könnte. Ob Italienisch schwierig wäre. Ob er einen Freund mitnehmen dürfte. Wer würde in Zukunft die Eier aus dem Hühnerstall holen und war es wirklich so schlau, in einem anderen Land zu arbeiten und zur Schule zu gehen? Ja, Junge, ja, hatte sie geantwortet und ihm über die Locken gestrichen, wie sie es jetzt auch tut. Wie schlau das war, wusste sie nicht, wohl aber, dass es schlicht keine andere Möglichkeit gab.

Durch die staubige Scheibe in der Rückwand der Fahrerkabine sieht sie nur Dumitrius verschwitzten Nacken, der auf und ab hüpft. Ioana und er sitzen auf der Ladefläche auf ihren Koffern.

Alina versucht noch ein paar Mal, den Mann neben ihr anzusprechen, aber mit jedem einstudierten Satz stößt sie nur auf taube Ohren. Die wenigen Dinge, die der Mann sagt, sind ihr wiederum rätselhaft. Wie lange noch, bis zum Bauernhof? Der Weg schlängelt sich zwischen den Feldern hinauf, links und rechts endlose Reihen mit Plastikplanen gedeckte Gewächshäuser, darin grünliches Dämmerlicht hinter milchigem Weiß.

Sie sehen karge, mit Olivenbäumen bewachsene Hügel, mannigfaltige Kakteen am Straßenrand, vereinzelt Weiden mit glatter Rinde in den Tälern. Nur hin und wieder noch ein paar Häuser, von Zeit zu Zeit ein Bauernhof, überall Reste von Plastik und Wurzeltuch, Gerümpel am Straßenrand. Immer öfters kleine Wäldchen voller Unterholz. Korkeiche, Olivensträucher und Esche. Die anderen Pflanzen schießen zu schnell vorbei, als dass sie sie erkennen könnte.

Lucian zeigt auf die Gewächshäuser rechts und links der Straße. In solchen Gewächshäusern wird sie arbeiten. Sie ist nicht darauf gefasst, wie viele es sind, noch weniger darauf, wie unterschiedlich sie sind. Da gibt es die größten, modernen Gewächshäuser, mit stabilen Kunststoffwänden, höher als alle anderen, Basilikas der Technik. Es gibt eine Zwischenform aus Metall mit straffgespanntem neuem Plastik, die Dächer wie gewölbte Kuppeln. Und dann gibt es die älteren, flacheren mit spitzen Dächern und einem Holzskelett. Es gibt Gärtnereien, wo das Wurzeltuch straff gespannt ist, und verlassene Gewächshäuser mit wucherndem Unkraut und flatterndem Plastik. Alina versucht, ihre Erwartungen zu dämpfen. Es spielt keine Rolle, was für einen Betrieb der Mann hat, redet sie sich ein. Er kann Dumitriu und Ioana bezahlen, er kann sie und ihren Jungen bezahlen. Es gibt Geld, also gibt es eine Zukunft.

Der Hang wird immer steiler, die Bergflanke immer felsiger. Der Mann am Steuer murmelt etwas, sie vermutet, dass sie sich endlich ihrem Ziel nähern. In einiger Entfernung ist eine Weggabelung, markiert von einer kleinen Kapelle. Zur Rechten verläuft ein Feldweg zu einer Reihe weißgetünchter Häuschen mit bunten Läden, zur Linken führt eine von Schirmpinien gesäumte Auffahrt zu einem Landhaus, umgeben von einer hohen Steinmauer, die höher ist als die Weidenmauern, die sie bisher gesehen haben. Ein Anflug vergangener Pracht, Bogenfenster und frisch gestrichene Mauern. Eine Terrasse? Es muss wohl eine Terrasse sein, mit Blick auf die Bergflanke, ein Tor mit filigranen Schmiedearbeiten, ebenfalls alt. Alina und Lucian schauen, an dem Mann vorbei, zum Landhaus. Dahinter taucht ein weiteres Gebäude auf. Ein Backhaus? Ein Speicher? Ihre Unterkunft? Sie spürt, wie der Junge hoffnungsvoll ihre Hand drückt.

Doch an der Kreuzung mit der kleinen Kapelle verlangsamt der Mann das Tempo nicht. Alina muss über ihren naiven Gedanken lächeln. Trotzdem kann sie es sich nicht verkneifen, im Vorbeifahren zum Landhaus zu schauen, sie verdreht den Hals genauso wie ihr Junge. Der Mann sieht es und winkt mit dem Kopf.

„La casa della famiglia Maniscalco“, sagt er.

Dann schaut er wieder nach vorn. Lucian blickt noch lange zurück. Auf der anderen Seite der Straße, hinter den weißgetünchten Häuschen, steht ein riesiger Hochspannungsmast. Die Leitungen folgen in ruhigen Bögen der immer holpriger werdenden Straße, die in einen dichten Wald mit krummen Korkeichen und kleinen Olivenbäumen eintaucht.

Ein paar Kurven weiter brummt der Mann wieder etwas. Der Wald endet, die Landschaft geht in weites Brachland über. Auf der Fahrerseite tauchen erste Anzeichen einer nahen Behausung auf. Halb verfallene Steinmauern, überall mit Plastikplanen gedeckte Gewächshäuser. Die Dächer sind spitz, die Gerüste aus verwittertem Holz, die Plastikplanen reparaturbedürftig. Der Wagen verlangsamt. Alina schluckt, drückt die schlummernde Hoffnung aus, es zischt wie ein Kerzendocht. Um das Eisentor herum liegen Müllhaufen, rostige Radkappen, alte Balken mit Nägeln darin, Plastiksäcke voller Bauschutt, alles überwuchert von dürrem Gras. Das ist kein frischer Abfall, er liegt da schon seit Jahren. Der Bauernhof steht auf dem höher gelegenen Teil des Grundstücks. Der Dachfirst hängt durch wie der Rücken eines grobknochigen Gauls.

---

p 85-89

Teil 2

Kapitel 2

„Schau mal, Mama, das ist Paolo.“

Lucians Flüstern neben ihr. Er zeigt nach vorn, ein paar Reihen vor ihnen in der Kirche. Sie sieht nur Hinterköpfe. Den dunklen Lockenkopf eines Jungen zwischen einem Mann und einer Frau. Als sich die Kirchengemeinde nach dem Lesen des Evangeliums wieder setzt, dreht sich der Junge um und zwinkert Lucian zu. Ein hübsches, fröhliches Gesicht. Der Mann neben dem Jungen dreht sich auch um, schenkt Lucian ein flüchtiges Lächeln, dann schweift sein Blick schnell zu Alina. Zweimal dieselben Augenpaare, eines mit Fältchen, eines ohne. Auch die Mutter dreht sich um, mustert Lucian und schaut zu Alina, dreht sich dann wieder nach vorn und nimmt Paolo tadelnd in ihrer Bewegung mit.

Auf dem Weg zum Ausgang geht Paolos Familie an ihnen vorbei.

„Ciao, Paolo!“ Lucians fröhliche Stimme.

Paolo dreht sich zur Seite, will den Gruß schon beantworten, doch seine Mutter zieht ihn mit sich, eine Hand auf seiner Wange, dreht sein Gesicht von ihnen weg. Sie selbst schaut zurück. Ein kühler Blick, kurz genug, um nicht grüßen zu müssen.

„Hey, Pao…“

Auch Alina legt den Arm um ihren Sohn, zieht ihn zu sich her und übertönt seinen Gruß mit den Worten, jetzt hätten sie sich aber etwas Leckeres verdient. Ablenken von der Kühle, der Missachtung. Draußen vor der Kirche ist Paolo nirgends mehr zu sehen. […]

[…] Musik dringt aus dem Café. Eine schlichte Gitarrenmelodie trägt das Lied, in rhythmisch tröpfelnden Akkorden, eine tiefe Frauenstimme, die von Wehmut und Verlangen singt. Vibratos, aus denen ein Leben voller Leid und Leidenschaft spricht, eine Folge von Phrasen aus aufgestauter Wut und süßem Trost, lauter werdend und wieder abebbend. Alina versucht, die Wörter aufzuschnappen. Es ist kein Italienisch, Sizilianisch, vielleicht?

Terra ca nu senti, ca nu voi catire – Erde, die nicht fühlt, Erde, die nicht verstehen will. Ein Lied über eine Liebe, die vergangen ist, schwankend zwischen Trost und Verzweiflung. Sie

versteht längst nicht alles, sie kennt nur Alltagswörter und -sätze von der Arbeit in den Gewächshäusern, hier wird aber der Rest der Welt besungen, die Liebe und das Begehren. Sie hört es, sie fühlt es, es pulsiert in ihrem Leib und berührt tief in ihrem Inneren eine Saite des Erkennens. Erst als die letzte Note verklungen ist, wird ihr bewusst, dass sie immer noch neben der Caféterrasse steht, Lucian an ihrer Seite, die Männer schauen zu ihr her. Auch das nächste Lied ist von derselben Sängerin, sie hört es sofort. Eine heiter-melancholische Geigenmelodie, wieder diese tiefe Frauenstimme. Ohne lange zu überlegen geht sie auf Giuseppe zu, fragt ihn, wer da singt. Verärgert sieht er sie an, er will das nicht, sie soll nicht zu ihm kommen, nicht hier, auf dieser Terrasse, das sieht sie. Gleich wird er sie sowieso schon vor aller Augen wieder in seinem Auto mitnehmen müssen, diese Rumänin und ihren Sohn. Giuseppe zuckt die Schultern und wendet sich ab.

Sie dreht sich um, will weitergehen, versucht hartnäckig, sich die Wörter zu merken, die gesungen werden. Wenn ihr das gelingt, kann sie die Sängerin vielleicht später recherchieren, das nächste Mal in dem kleinen Café im Hafen.

An einem Tisch am Rand der Terrasse sitzt Paolos Vater. Er sieht sie an, lächelt. Zeigt auf die Plastiktüte mit der Rose in ihrer Hand.

„Rosa."

Sie schaut auf die Tasche, dann zu ihm, verwirrt.

„Si, è una rosa", stimmt sie ihm zu.

Lachend schüttelt er den Kopf. So war das nicht gemeint. Es ist ihr Name. Rosa Balistreri, *la cantante*. Er deutet auf sein Ohr, singt eine Strophe mit. *„Cu ti lu dissi a tia nicuzza lu cori mi scricchia, a picca a picca a picca"*, wiegt fröhlich den Kopf im Takt.

Er steht auf und gibt ihr die Hand. *„Piacere*, Salvatore. Unsere Söhne sind wohl Freunde."

Auf dem Nachhauseweg sitzt Alina mit der Rose auf dem Schoß und versucht sich die Zeilen zu merken, die Salvatore mitgesungen hat.

---

p 91-97

Teil 2
Kapitel 3

„Um echt einer von uns zu werden, musst du erst eine Mutprobe machen."

Das sagt Paolo munter und entschieden zugleich. Sie ruhen sich im Schatten der alten Johannisbrotbäume neben der Schäferhütte aus, auf der verbotenen Wiese von Chef 'Ntoni. Dort sind sie immer öfter, seit Lucian dem Ball hinterhergegangen ist. Von der Straße aus führt ein schmaler Weg hin, und von da aus können sie im Schutz der dichtbelaubten Bäume ungesehen zur Hütte schleichen. Sie müssen nur sichergehen, dass keiner sie sieht, wenn sie wieder weggehen. Was nicht besonders schwer ist. Die Gewächshäuser von Paolos Vater sind von einer Plage befallen, Nematoden haben sich ausgebreitet, scheußliche Fadenwürmer, die die Pflanzenwurzeln anfressen. Die Männer in der Gärtnerei haben alle Hände voll zu tun, um die Pflanzen zu retten, und keine Zeit für etwas anderes. Das trifft sich gut.

Anwar und Paolo schleppten jeder einen großen flachen Stein von der Grenzmauer zu ihrer neuen Hütte. Lucian darf das vorläufig nicht.

„Nur die Mutigen haben sich in der Hütte einen Sitzstein verdient. Wir haben das auch gemacht, für unser Lager im Wald.“

Anwar nickt eifrig.

„Es muss sein.“

Lucian zuckt mit den Schultern. Was soll er denn machen?

„Das verraten wir dir erst, wenn wir da sind, sonst haust du sowieso bloß ab“, sagt Paolo.

Halb widerwillig, halb neugierig folgt Lucian den beiden Jungen. Einen Weg an der Wiese von Chef 'Ntoni entlang Richtung Tal, vorbei an den Feldern, durch das nächste Wäldchen, über Wiesen mit verwahrlosten Olivenbäumen. Braunweiß gescheckte Kühe liegen wiederkäuend auf der Weide, sie schauen kaum hoch, als die Jungen vorbeigehen. Anwar singt lauthals, bis Paolo ihm eine runterhaut und sagt, er solle entweder Abstand halten oder leiser singen. Nach einer Kurve zeigt Paolo. „Da!“

Ein kleines, verfallenes Gehöft. Der Hof ist mit Unkraut überwuchert, die Fensterscheiben sind staubig und innen voller Spinnweben, man kann sich kaum vorstellen, dass da noch jemand wohnt. Trotzdem steigt Rauch aus dem Schornstein, es ist ein absurder Anblick. Der Herbst macht sich bemerkbar, aber tagsüber ist es noch heiß. Die Jungen verstecken sich hinter einer Steinmauer und spähen zum Haus.

„Hier wohnt die alte Aloisia“, flüstert Paolo, „eine Hexe. Vielleicht auch keine Hexe, aber so ähnlich. Sie ist über hundert Jahre alt.“

Schulter an Schulter schauen sie über die niedrige Mauer, während Paolo weitererzählt. Von Aloisia, der Tochter von Arcangela. Arcangela, die halbe Heilige, Hüterin der Schwarzen Madonna der Stadt. Sie allein durfte die Statue vor dem jährlichen Umzug ankleiden. Niemand anders durfte sie berühren, nicht einmal der Pfarrer. Arcangela war auch die Heilerin des Dorfes und der ganzen Gegend gewesen. Sie konnte Knochenbrüche heilen und Fieber vertreiben, Kinder mit Krampfanfällen retten und das Sehvermögen von Menschen mit Star wiederherstellen. Ihre Kräfte hatte sie von der Schwarzen Madonna, zu der sie täglich betete. Nie hatte ein Mann sie angerührt, und doch wurde sie in hohem Alter schwanger und bekam Zwillinge, Aloisia und Sarbaturi, ein Mädchen und einen Jungen. Der Junge starb bei der Geburt, und nach seinem Tod verlieh die Schwarze Madonna Arcangela auch das zweite Gesicht, die Kraft der Schwarzen Hand. Wenn Arcangela jemanden im Namen der Schwarzen Hand verfluchte, kam die Pest über sein Land. Der Boden versalzte und die Tiere wurden krank, die Kinder starben im Mutterleib und die Männer verloren von einem Tag zum nächsten den Verstand.

Vorsichtig setzen sich die Jungen auf, geben Acht, dass ihr Kopf nicht über die Mauer schaut, lehnen sich mit dem Rücken an die scharfkantigen Steine.

„Aber das Mädchen blieb am Leben.“ Paolo dreht sich zur Seite, das Gesicht dicht vor Lucians. „Und Aloisia hat dieselben Kräfte wie ihre Mutter. Bei uns an der Bushaltestelle steht eine kleine Kapelle. Die Reliquie dort muss regelmäßig ausgetauscht werden, um die Schwarze Madonna günstig zu stimmen. Und das ist jetzt deine Aufgabe.“

„Was ist meine Aufgabe?“, flüstert Lucian.

Paolo bohrt ihm den Finger in die Brust. „Du musst in Aloisias Scheune gehen oder in ihr Haus und was rausholen, das als Reliquie für die Schwarze Madonna dienen kann.“

„Das kann nicht stimmen. Eine Reliquie ist was von einem toten Heiligen.“

Lucian sagt es fast in normaler Lautstärke und wird von beiden Jungen in die Seite geknufft.

„Ich soll was stehlen? Von einer alten Frau?“

Obwohl Lucian jetzt flüstert, überschlägt sich seine Stimme fast vor Empörung. Wieder bekommt er einen Knuff von Anwar und eine Kopfnuss von Paolo.

„Spinnt ihr? Ich bin doch kein Dieb? Wenn sie mich erwischt, ruft sie bei der Polizei an und dann werden meine Mutter und ich vielleicht aus dem Land geschmissen, oder so."

„Du bist kein Dieb und das ist auch kein Stehlen, es ist eine Mutprobe und gut für unsere Kapelle und für unseren Wald und für die Ernte von meinem Vater. Du willst doch nicht, dass seine Ernte schlecht ist, oder? Außerdem kann sie nirgends anrufen, sie hat kein Telefon."

Lucian schaut wieder über die Mauer. Unsere Kapelle, unser Wäldchen, unser Lager. Zu diesen „unseren" gehört er jetzt auch, das spürt Lucian. Nur das Summen der Insekten ist zu hören, der Wind im Gras und fernes Vogelgezwitscher. Die Asphaltstraße ist eine halbe Stunde zu Fuß entfernt, und es gibt weder ein anderes Haus noch einen Bauernhof in der Nähe.

„Und wenn sie zu Hause ist?"

„Natürlich ist sie zu Hause, sie ist hundert Jahre alt und kommt gar nicht mehr allein von hier weg."

„Woher wissen wir dann, dass sie noch lebt? Vielleicht liegt sie da ja tot rum. Ich soll doch nicht zu einer Mumie gehen oder zu einem Skelett, oder so?"

„Sie ist nicht tot, das würden alle wissen. Wenn sie stirbt, passiert dasselbe wie damals, als ihre Mutter gestorben ist. Dann fallen die Krähen vom Himmel und es gibt ein Gewitter, alle Babys fangen an zu schreien und die Milch wird sauer."

„Was?!"

„Ehrlich!"

Paolo neben ihm nickt. Alle drei hocken wieder auf den Knien, lugen gerade so über die Mauer.

„Außerdem brennt da ein Feuer, du Trottel, da ist doch Rauch zu sehen."

Lucian lässt sich mit dem Rücken wieder gegen die scharfkantigen Steine sinken.

„Muss es jetzt sein?"

„Ja. Jetzt."

Lucian überlegt eine Weile, dann holt er tief Luft und steht auf. Wütendes Geflüster unter ihm, Gezerre an seiner Hose, um ihn wieder zu Boden zu ziehen.

„Duck dich, du Spinner, sie darf dich nicht sehen!"

Er reißt sich los und geht zum Eingangstor, schiebt mühsam den Riegel auf, überquert dann den überwucherten Hof und geht direkt auf die Haustür zu. Kurz vor der Tür des kleinen Gehöfts dreht er sich ein letztes Mal um. Anwar und Paolo machen ihm Zeichen, mit weit aufgesperrten Augen und wedelnden Armen, komm sofort zurück, du Spinner, du Vollidiot, sie darf nicht dich nicht sehen, komm zurück, du hinterwäldlerischer Trottel, hör auf damit, komm zurück, sofort!

Lucian dreht sich zur Tür um, klopft dreimal laut und wartet.

Nichts.

Er klopft wieder dreimal. Dann ruft er ihren Namen. „Signora Aloisia!"

Wieder aufgeregtes Flüstern hinter ihm, panische Stimmen.

Im Haus hört er einen Stuhl über den Boden schaben. Der Riegel wird zurückgeschoben, die Tür geht auf.

Ein winziges, uraltes Weiblein steht vor ihm, krumm wie ein Komma, mit einem schwarzen Kopftuch auf dem Kopf und einem Gesicht, so runzlig wie ein Apfel, der vor vielen Jahren unter den Ofen gekullert ist. Ein Schwall Laute schallt ihm entgegen, es ist wirklich unfassbar, wie viel Lärm so eine kleine Frau machen kann. Kein Wort versteht er von dem, was ihm da an den Kopf geworfen wird, sie hält eine lange Schimpftirade in völlig unverständlichem Sizilianisch.

Er bleibt kerzengerade vor ihr stehen, holt tief Luft. Dann stellt er sich laut vor, auf Rumänisch. Über ihre Stimme hinweg redet er und redet. Er nennt seinen Namen und den seiner Mutter, er erzählt vom Haus seiner Großeltern und von ihrem Laden in dem Dorf, in dem er geboren wurde. Von dem Fluss, der hinter dem Garten fließt, bis zu dem Häuschen, in dem seine Großeltern wohnen. Er beschreibt den Baum, der sich über den Fluss beugt und aus dem er sich, wenn er hochgeklettert ist, gegenüber runterfallen lassen konnte, sodass er trocken ans andere Ufer kam. In immer größerer Lautstärke übertönt er das Geschrei der Frau, und als er gerade das Innere der Sfântul-Nicolae-Kirche im Dorf seiner Großeltern beschreibt, wo er jeden Sonntag mit ihnen hinging, verstummt sie schließlich. Sie richtet sich etwas auf, schaut ihm direkt ins Gesicht. Wässrige Augen mit fast durchsichtigen, wimpernlosen Lidern, die Pupillen so blass graugrün wie junge Salbeiblätter. Mit einer Hand packt sie sein T-Shirt und hält sich daran fest, zieht ihn ein Stück zu sich hinunter, bis sein Gesicht dicht vor ihrem ist. Eine knorrige Hand wandert hoch, bis zu seiner Wange, wie eine Blinde tastet sie sein Gesicht ab, murmelt etwas. Die zweite Hand wandert zur anderen Wange, und als sie beide vornübergebeugt stehen, berühren sich ihre Gesichter fast. Er kann ihren Atem riechen, holt durch den Mund Luft. Sie dreht seinen Kopf von links nach rechts, von oben nach unten, dann erhellt ein Lächeln ihr Gesicht, entblößt die Ruinen in ihrem Mund.

„Ahhhhh."

Sie küsst ihn erst auf die rechte, dann auf die linke Wange, fängt wieder von vorne an und zieht ihn dann noch ein Stück weiter hinunter an ihre Brust.

Mit leiser Stimme spricht sie wieder, diesmal entzückt. Gurrend und sprechend umklammert sie seine Hand und zieht ihn ins Haus. Sie schiebt ihn vor sich her, knallt die Tür hinter ihnen zu.

Als Lucian wieder draußen steht, zwinkernd wegen der Helligkeit, hält er die Tasse, aus der er gerade seinen ersten Kaffee getrunken hat, in der linken Hand. Der bittere Geschmack in seinem Mund übertönt alles andere, das Zeug brennt ihm im Magen. Er sieht seine Freunde hinter der Mauer, lächelt breit und geht hin, drückt Paolo die Tasse in die Hand und tritt ohne ein Wort den Rückweg an. Bass erstaunt stolpern Anwar und Paolo hinter ihm her. Sie gehen über die Wiesen, den Hügel, und erst als sie bei der Weide von Chef 'Ntoni sind, spricht Lucian wieder.

„Ich habe kein Wort verstanden von dem, was sie gesagt hat, aber wie war nochmal der Name von ihrem toten kleinen Bruder?"

„Sarbaturi", antwortet Paolo.

„So hat sie mich genannt, glaube ich."

An diesem Abend schleppen sie einen dritten Sitzstein in die Schäferhütte, und am nächsten Tag sitzt Lucian zwischen Paolo und Anwar auf der Rückbank im Bus.